

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzufendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomala's Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Zwei Heirathsgeschichten.

Der Berliner „Gesellschafter“ erzählt Folgendes: „Unsere Zeitungen enthalten noch immer ein Heirathsgesuch nach dem andern, was aber nicht beweist, daß die männlichen Hälften heirathslustiger werden, sondern nur, daß man nicht heirathen will, wenn Herr Mammon nicht der Dritte bei dem Ehebündniß ist. Man wird indeß raffinirter in den Styl der Selbstforderung, geht man aber auf den echten Inhalt, ist sie doch ein sine qua non. Dagegen macht sich in unsern Tagen, wo eine Menge weiblicher Wesen zum sogenannten Sizenbleiben verurtheilt ist, doch manche Ehe noch auf merkwürdig gefügige oder gar romantische Weise und selbst in einer Residenz kann so etwas vorkommen. Wir wollen davon zwei wahrhafte Geschichten melden. Ein junger Mann aus der Rheingegend diente in Berlin seine Militärzeit ab und stand oft auf dem Posten vor der Wohnung seines Generals. Da sah er nun fast jedesmal ein anmuthiges Mägdelein bescheiden vorübergehen, die Augen nicht rechts und links die vorhandenen Strahlen versenden. Bald hat's ihm die Jungfrau angethan und er bemüht sich, jenen Posten einmal öfter zu bekommen, doch will sich kein Anlaß finden, dem schönen Kinde näher zu treten, und unser Rheingeländer war nicht geübt in dem Talent vieler unserer jungen Männer, die Gelegenheit vom Zaun zu brechen. Seine Dienstzeit ist um, er soll nach Hause, er will aber aus einleuchtenden Gründen nicht; quält sich vielmehr einen Tag nach dem andern ab, wie er sich seiner Geliebten vorstellen könne. Er spazirt nun wohl vor dem Hause herum, wo sie wohnt (denn sie wohnte ganz in der Nähe jenes Postens), aber es fruchtet nicht, er sieht sie nicht einmal. Auf einen stärkeren Mahnbrief zur endlichen Rückkehr vertraut er sich seinem Vater, der Wittwer, ein vernünftiger resoluter Mann und plötzlich in

Berlin ist. Er erkundigt sich nach dem Mädchen, hört alles Gute, nimmt nun seinen Sohn am Arm und geht mit ihm zu den Eltern, und da diese Besitzer eines kleinen Hauses, sonst aber ohne Vermögen sind, nimmt Papa zum Vorwande die Frage: ob hier nicht eine Stube zu vermietthen sei. Das war nun freilich nicht der Fall, aber ein Wort gab das andere und Papa fragt endlich die Tochter wie nebenher: ob sie nicht seinen Sohn kenne von wegen des Vorstehens in der Nähe. Hochroth steht sie da, es ergibt sich indes, daß sie trotz der bescheidenen Blicke den hübschen jungen Mann wohl bemerkt hat und Papa wirft sich alsbald in die Positur eines Brautwerbers. Papa braucht seinen Sohn im Geschäft (er hat eine Große Seidenfärberei), die Zeit drängt, die jungen Leute sind ohne viele Worte verständigt; kurze Zeit darauf ist die Hochzeit und Tages nach derselben fährt die junge Frau — nach dem Wunsche der Rheinländer ohne irgend eine Aussteuer — mit ihrem ihr angetrauten beieinstigen jungen Erben von 100,000 Gulden dem Rheine zu. Ihre Fahrt zur Kirche und zur Abreise glich fast einem Volksfest, so viel Theilnahme an dem Ereigniß — namentlich in Betracht des Mädchens, das allgemein in gutem sittlichen Ruf und dem einer tüchtigen Wirtschaftlerin stand — zeigte die Nachbarschaft, zu der Ref. auch gehört. — Der andere Fall ist noch romantischer. Ein Landpfarrer (in dem Dorfe G**, zwei Stunden von Berlin) wurde krank und sah sich genöthigt, einen Kandidaten zu rufen, der für ihn predige, bis er selbst wieder sein Amt verwalten könne. Er hat eine zahlreiche Familie, und das älteste der Kinder war eine Tochter von beinahe achtzehn Jahren. Dieser gab er in seiner Noth den Auftrag, nach Berlin zu fahren und bei einigen Predigern, deren Namen sie aufschrieb, nach einem einwilligen Amtesverwalter zu forschen. Das Mädchen ging nun zu ihrer Guts herrin, zu fragen: ob sie vielleicht auch etwas in Berlin zu besorgen habe. Hier war eben zum Besuch die Frau des Professor ** aus Berlin; dieser fiel gleich bei dem Eintreten das sehr hübsche Mädchen auf, das ihr obenein von der Guts herrin mit dem lobendsten Zeugniß vorgestellt wurde, und im Gespräch sagte sie zu der Pfarrerstochter, die sehr naive Antwort gab: „Besuchen Sie mich doch in Berlin!“ — „Das will ich wohl thun, aber Sie müssen mir versprechen, uns auch in G** zu besuchen!“ Das wurde versprochen, und darauf sagte die Naive: „Sehen Sie, nun kann ich schon Morgen kommen und Sie um Rath bitten!“ — und so folgte die Erzählung dessen, was Sie in Berlin zu thun habe, wobei es natürlich Scherze gab, daß die Arme eigentlich nach Berlin solle, einen Kandidaten zu suchen. Abends war die Frau des Professors wieder in Berlin, da kam zu ihrem Manne in halber Verzweiflung ein junger Arzt, sprechend: „Nun haben wir's! Ich bin angestellt als Medizinalrath in G**; da siz' ich dann in dieser Ferne, von allem geistigen und geselligen Verkehr fast abgeschnitten. Könnst' ich doch nur eine Frau mitnehmen in meine neue Heimath!“ — „Dazu möcht' ich ihnen wohl verhelfen!“ lächelte die Frau des Hauses und der junge Medizinalrath hielt sie beim Wort. „Kommen Sie morgen um halb zwölf her, da ist auch sie hier!“ — Das holde Kind erschien, der Herr Doktor blieb aus; und zwar so lange, daß es, ohne Verrath der Abfichtlichkeit, nicht möglich war, unser allerliebstes Mädchen zu halten, das ihrem Auftrage genügen wollte. Bald nach ihrem Scheiden trat der Ehestandskandidat ein und als er erfuhr, daß es zu spät sei, fragte er hastig: Sah sie

so und so aus? — und er beschrieb recht genau. „Ganz richtig!“ — „Die hab' ich gesehen! wenn die mich will, ich heirathe sie; wo ist ihre Wohnung?“ — „Am — Thor! Aber sie ist unterwegs in ihren Aufträgen.“ — „Schadet nichts! Ich eile nach der Gegend ihrer Wohnung. Sie wird kommen, ich werde sie sehen, sprechen und so weiter; thun sie mir den Gefallen und bleiben zu Hause, bis ich wiederkomme!“ Und damit war er fort. Fünf volle Stunden harrete er; da kam die Pfarrerstochter des Weges, der Doktor merkte auf, nach welchem Hause sie hintrippelte mit ihrem beladenen Körbchen am Arm, denn sie hatte noch Allerlei zu besorgen gehabt. Da stand der Doktor an der Hausthür, wie die Schöne eben hinein schlüpfen wollte: „Verzeihen Sie, Fräulein, und haben Sie die einzige Güte, mich einmal recht genau anzusehen!“ — Die Erschrockene sah allerdings auf den sich recht wohlpräsentirenden jungen Herrn, aber nicht in der Absicht, die man ihr zumuthete. Sie war erst keines Lautes fähig, als aber endlich der Doktor hinzusetzte: „Seien Sie ganz ehrlich, könnten Sie mich wohl zum Manne nehmen?“ kam ihr die Sache in den Spas und sie ins Richern, so daß sie, eben auch nur im Scherz, antwortete: „Ei, warum denn nicht?“ und nun wollte sie ins Haus. „Danke,“ sagte der Doktor, ihr den Weg vertretend; „Sie sind meine Braut, in höchstens einer Stunde hole ich sie ab!“ Damit fort, einen Wagen genommen, zu dem Professor und seiner Frau geeilt, Beide auf den Wagen gehoben, dann wieder nach dem — Thor — das war das Werk kurzer Zeit. Das arme Kind ließ sich Alles gefallen; sämmtliche Personen fuhren hinaus nach dem Dorfe G** und vom Krankenbette sprach der gerührte Vater, nachdem ihm der Professor die Verhältnisse seines Freundes verbürgte und seine Tochter auf die Frage: ob es ihr Wille sei, beschämt zu Boden sah, den Segen über das Paar. Die requirirte Braut war indes so betroffen von den verhängnißvollen Ereignissen der wenigen Stunden, daß sie bald darauf zu einem tüchtigen Gelächter Anlaß gab. Die Gäste zu bewirthen, hatte sie, da die Mutter hegreiflich auch etwas verstört war, zu einem Kaffe so hastige Anstalten gemacht, daß sie vergaß ihn zu mahlen, die Botnen ganz in die Maschine that, und so den schlechtesten Kaffe, den sie in ihrem Leben brauen wird, zu Stande brachte. Um aber zu zeigen, daß sie es verstehe, machte sie an ihrem Hochzeitstage, nachdem der von ihr in Berlin gefundene Kandidat sie getraut hatte, den Kaffe selbst und zwar ganz vortrefflich. — Seitdem ist etwas über ein Jahr vergangen: das Pärchen ist eines der glücklichsten auf Erden, und wir setzen nichts weiter hinzu, als: beide Mädchen hatten kein Vermögen, aber beide junge Frauen sind ausgezeichnet in der Wirthschaft!“

— b —

U e b e r N a c h t w a n d e l n .

(Aus dem Englischen des Macnish)

Beim gewöhnlichen Traume sind einige der Gehirngorgane im wachen Zustande, andere aber bleiben im ruhigen Schlafe. Und dies ist auch der Fall beim Nachtwandeln, aber mit dem Zusaze, daß der Traum oft so starker Art ist, das Muskelsystem und, wie in den meisten Fällen, eines oder mehrere Organe des Gehirns in Thätigkeit zu versetzen. Wenn wir träumen, daß wir

gehen, und das Traumgebild ist in so hohem Grade lebhaft und die Thätigkeit auspornend, daß die zum Gehen bestimmten Muskeln aufgeregt werden, so werden wir natürlich auch aufstehen und gehen. Sollten wir träumen, daß wir sehen und hören, und der Eindruck davon so lebhaft sein, Ohr und Auge zu reizen, oder, genau gesprochen, die Organe des Gehirns zu reizen, welche von dem, was wir sehen und hören, Kenntniß nehmen, so werden wir natürlich jeden Gegenstand sehen und jeden Ton hören, der uns vorkommt, gerade als ob wir wach wären. In manchen Fällen werden nur die Muskeln gereizt, und dann gehen wir nur, ohne zu sehen und zu hören. In andern sind die Muskeln und Schwerfzeuge zugleich aufgeregt, und dann gehen wir nicht nur, sondern haben auch den Gebrauch der Augen. In einer dritten Art kommt noch die Thätigkeit des Gehörs hinzu, und wir gehen, sehen und hören dann. Würden die Sinne des Geruchs, Geschmacks und Gefühls zur Thätigkeit gebracht und aus der Gefühllosigkeit erweckt, in welche sie durch den Schlaf gewiegt werden, so sehen wir auch diese ihre Bestimmungen erfüllen. Nehmen wir zu dem Allen noch einen thätigen Zustand des Sprachorgans, der uns zum Reden bestimmen würde, so würden wir, so weit es nur die Natur des Schlafes gestattet, fast in dem Zustande des völligen Wachens erscheinen.

„Wenn das äußere angeregte Organ“ — sagt ein bewährter Arzt — „das des Gesichtes ist, so kann der Träumer die ihn umgebenden Gegenstände sehen, und im Stande sein, sie zu unterscheiden. Würde nun der Gegenstand seiner Vorstellung in eben dem Maße auf die Muskeln der Bewegung wirken, so kann er wohl aus dem Bette aufstehen und den Weg ganz ruhig ohne alle Gefahr nach jedem Punkte nehmen, wohin ihn der vom Traum gegebene Anstoß leitet. Er wird, je nachdem der Gesichtssinn mehr oder weniger wach ist, auch mehr oder weniger deutlich sehen; allein da die andern Organe in höherm Maße erschöpft und folglich auch unempfindlich werden, weil der gesammte Vorrath von Nervenkraft in höherm Maße in Anspruch genommen wird, um der Thätigkeit des jetzt unmitelbar beteiligten Sinnes und der Muskeln zu genügen, so wird vermuthlich jeder andere Sinn in festern Schlaf oder in größere Unempfindlichkeit versunken sein, als wenn das Ganze ruhig geblieben wäre. Daher wird nun das Ohr auch von einem Tone nicht aufgemuntert, der sonst den Schläfer aufgeweckt hätte. Er wird vielleicht nicht nur für eine leichte Berührung, sondern selbst für ein heftiges Schütteln der Glieder unempfindlich sein, und sogar recht tüchtig hinsten, ohne aus dem Traume zu erwachen. Hat er das Ziel seines geträumten Beginnens erreicht, so kehrt er ruhig selbst über die gefährlichsten Abgründe zurück ins Bett, denn er sieht sie deutlich. Da aber das Sehorgan nun auch gänzlich erschöpft ist, oder sich zu seiner fernern Verwendung kein Anlaß findet, so wird es sich der allgemeinen Unthätigkeit zugesellen und der Traum eine neue Richtung nehmen, aus einer neuen Bilderreihe bestehen.“

Ich vermute, daß das Nachtwandeln bisweilen angeboren ist; zum mindesten kenne ich einigen Fälle, die zu solcher Vermuthung Anlaß geben. Seine Opfer sind meist bleiche, reizbare, nervenschwache Menschen, und man bemerkte, daß sie ohne scheinbare Veranlassung häufig zu kalten Schweiß geniegt sind. Bei Kindern ist das Nachtwandeln, wie ich zu beobachten Gelegenheit fand, sehr gewöhnlich, und ich glaube, daß es dieselben öfterer heimsucht, als jedes

spätere Alter. Bei Frauen ist es bisweilen Folge einer gewissen Unregelmäßigkeit, und eine jede Quelle von körperlicher oder geistiger Reizung kann dazu Anlaß werden. Merkwürdige, aber nicht leicht erklärte Thatsache ist, daß bejahrte Menschen, wenn sie auch mehr träumen als die im mittlern Alter stehenden, doch zu dem Nachtwandeln und dem Leben im Schlafe weniger geneigt sind; bei alten Leuten wird man in der That diese Erscheinung selten bemerken.

Sehr Viele wundern sich darüber, daß Nachtwandler sich oft an die gefährlichsten Orte begeben, ohne sich deshalb zu fürchten. Allein die Sache läßt sich wohl erklären, ohne daß man auf große Schwierigkeit stößt. Wir müssen nur bedenken, daß uns kein Gefühl von Furcht anwandelt, wenn wir keine Gefahr wahrnehmen, und daß die letztere, sie sei noch so groß, unmöglich die erste erregen kann, so lange wir nicht das Dasein dieser wissen. In dieser Lage befindet sich der Nachtwandler in den meisten Fällen. Die Verstandeskkräfte, welche das Dasein der Gefahr bemerktlich machen, sind gemeinlich in einem Zustande des festen Schlafes und unvernünftig, eine ihnen entsprechende Gemüthsbeziehung zu erzeugen. Selbst aber dann, wenn ein Nachtwandler die Gefahr bemerken und ihr ausweichen sollte, wie es öfters der Fall ist, kann man die ihm mangelnde Furcht auf Rechnung des schlafenden Organs der Behutsamkeit setzen, denn das Gefühl der Furcht besteht ursprünglich in hoher Aufregung dieses Theiles vom Gehirn. Daß jedoch die Verstandeskkräfte bisweilen nur in hohem Grade theilweise ruhen, wird uns häufig dargethan, da einzelne Nachtwandler von Zeit zu Zeit nicht nur sorgfältig den Gefahren ausweichen, sondern auch Geschäfte verrichten, welche keinen geringen Grad von Beurtheilung nöthig machen. In den höher gesteigerten Graden des Nachtwandels sind so viele Organe des Gehirns in Thätigkeit, und die äußern Sinne, die Muskeln der Fortbewegung so vollkommen wach, daß man einen solchen Menschen fast völlig wach nennen möchte.

Das Nachtwandeln ist mit dem Wahnsinn enger als irgend ein Traum verwandt. „Gleich dem Wahnsinn,“ bemerkt Rush, „wird es von Muskelthätigkeit begleitet; es ist bald eine dazu passende oder nicht hingehörige Handlungsweise, aber auch in den meisten Fällen jene gänzliche Vergessenheit beider da, wie es im höchsten Grade des Wahnsinns einzutreten pflegt.“

(Beschluß folgt.)

Ueber den Selbstmord.

Im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen ist ein Aufsatz der Frau Elise von Hohenhausen aus Preussisch-Brandenburg enthalten, in welchem diese Schriftstellerin sich über den, vor Kurzem erfolgten Selbstmord ihres Sohnes auf eine höchst rührende Weise äußert. Wir heben folgende Stelle heraus: „Unglücklicher, wer Thränen hat, muß um dich weinen! — aber ist es ein Wunder, daß die Idee des Selbstmordes so mächtig in deiner Seele wurde? Die Klassiker verdammen ihn nicht, und die Romantiker neuerer Zeit führen ihn uns unaufhörlich als eine edle heroische Handlung vor. Kaum sehen wir ein Trauerspiel, worin nicht der Held oder die Heldin durch Selbstmord endet

gehen, und das Traumgebild ist in so hohem Grade lebhaft und die Thätigkeit auspornend, daß die zum Gehen bestimmten Muskeln aufgeregt werden, so werden wir natürlich auch aufstehen und gehen. Sollten wir träumen, daß wir sehen und hören, und der Eindruck davon so lebhaft sein, Ohr und Auge zu reizen, oder, genau gesprochen, die Organe des Gehirns zu reizen, welche von dem, was wir sehen und hören, Kenntniß nehmen, so werden wir natürlich jeden Gegenstand sehen und jeden Ton hören, der uns vorkommt, gerade als ob wir wach wären. In manchen Fällen werden nur die Muskeln gereizt, und dann gehen wir nur, ohne zu sehen und zu hören. In andern sind die Muskeln und Schwerfzeuge zugleich aufgeregt, und dann gehen wir nicht nur, sondern haben auch den Gebrauch der Augen. In einer dritten Art kommt noch die Thätigkeit des Gehörs hinzu, und wir gehen, sehen und hören dann. Würden die Sinne des Geruchs, Geschmacks und Gefühls zur Thätigkeit gebracht und aus der Gefühllosigkeit erweckt, in welche sie durch den Schlaf gewiegt werden, so sehen wir auch diese ihre Bestimmungen erfüllen. Nehmen wir zu dem Allen noch einen thätigen Zustand des Sprachorgans, der uns zum Neben bestimmen würde, so würden wir, so weit es nur die Natur des Schlafes gestattet, fast in dem Zustande des völligen Wachens erscheinen.

„Wenn das äußere angeregte Organ“ — sagt ein bewährter Arzt — „das des Gesichtes ist, so kann der Träumer die ihn umgebenden Gegenstände sehen, und im Stande sein, sie zu unterscheiden. Würde nun der Gegenstand seiner Vorstellung in eben dem Maße auf die Muskeln der Bewegung wirken, so kann er wohl aus dem Bette aufstehen und den Weg ganz ruhig ohne alle Gefahr nach jedem Punkte nehmen, wohin ihn der vom Traum gegebene Anstoß leitet. Er wird, je nachdem der Gesichtssinn mehr oder weniger wach ist, auch mehr oder weniger deutlich sehen; allein da die andern Organe in höherm Maße erschöpft und folglich auch unempfindlich werden, weil der gesammte menschliche Vorrath von Nervenkraft in höherm Maße in Anspruch genommen wird, um der Thätigkeit des jetzt unmittelbar beteiligten Sinnes und der Muskeln zu genügen, so wird vermuthlich jeder andere Sinn in festern Schlaf oder in größere Unempfindlichkeit versunken sein, als wenn das Ganze ruhig geblieben wäre. Daher wird nun das Ohr auch von einem Tone nicht aufgemuntert, der sonst den Schlaf erweckt hätte. Er wird vielleicht nicht nur für eine leichte Berührung, sondern selbst für ein heftiges Schütteln der Glieder unempfindlich sein, und sogar recht tüchtig hinsten, ohne aus dem Traume zu erwachen. Hat er das Ziel seines geträumten Beginmens erreicht, so kehrt er ruhig selbst über die gefährlichsten Abgründe zurück ins Bett, denn er sieht sie deutlich. Da aber das Gehorgan nun auch gänzlich erschöpft ist, oder sich zu seiner fernern Verwendung kein Anlaß findet, so wird es sich der allgemeinen Unthätigkeit zugesellen und der Traum eine neue Richtung nehmen, aus einer neuen Bilderreihe bestehen.“

Ich vermute, daß das Nachtwandeln bisweilen angeboren ist; zum mindesten kenne ich einig Fälle, die zu solcher Vermuthung Anlaß geben. Seine Opfer sind meist bleiche, reizbare, nervenschwache Menschen, und man bemerkt, daß sie ohne scheinbare Veranlassung häufig zu kalten Schweiß genügt sind. Bei Kindern ist das Nachtwandeln, wie ich zu beobachten Gelegenheit fand, sehr gewöhnlich, und ich glaube, daß es dieselben öfterer heimsucht, als jedes

spätere Alter. Bei Frauen ist es bisweilen Folge einer gewissen Unregelmäßigkeit, und eine jede Quelle von körperlicher oder geistiger Reizung kann dazu Anlaß werden. Merkwürdige, aber nicht leicht erklärte Thatsache ist, daß bejahrte Menschen, wenn sie auch mehr träumen als die im mittlern Alter stehenden, doch zu dem Nachtwandeln und dem Neben im Schlafe weniger geneigt sind; bei alten Leuten wird man in der That diese Erscheinung selten bemerken.

Sehr Viele wundern sich darüber, daß Nachtwandler sich oft an die gefährlichsten Orte begeben, ohne sich deshalb zu fürchten. Allein die Sache läßt sich wohl erklären, ohne daß man auf große Schwierigkeit stößt. Wir müssen nur bedenken, daß uns kein Gefühl von Furcht anwandelt, wenn wir keine Gefahr wahrnehmen, und daß die letztere, sie sei noch so groß, unmöglich die erste erregen kann, so lange wir nicht das Dasein dieser wissen. In dieser Lage befindet sich der Nachtwandler in den meisten Fällen. Die Verstandeskraft, welche das Dasein der Gefahr bemerklich machen, sind gemeinlich in einem Zustande des festen Schlafes und unvermögend, eine ihnen entsprechende Gemüthsbewegung zu erzeugen. Selbst aber dann, wenn ein Nachtwandler die Gefahr bemerken und ihr ausweichen sollte, wie es öfters der Fall ist, kann man die ihm mangelnde Furcht auf Rechnung des schlafenden Organs der Behutsamkeit setzen, denn das Gefühl der Furcht besteht ursprünglich in hoher Aufregung dieses Theiles vom Gehirn. Daß jedoch die Verstandeskraft bisweilen nur in hohem Grade theilweise ruhen, wird uns häufig dargethan, da einzelne Nachtwandler von Zeit zu Zeit nicht nur sorgfältig den Grad von Beurtheilung nöthig machen. In den höher gesteigerten Graden des Nachtwandels sind so viele Organe des Gehirns in Thätigkeit, und die äußern Sinne, die Muskeln der Fortbewegung so vollkommen wach, daß man einen solchen Menschen fast völlig wach nennen möchte.

Das Nachtwandeln ist mit dem Wahnsinn enger als irgend ein Traum verwandt. „Gleich dem Wahnsinn,“ bemerkt Ruff, „wird es von Muskelthätigkeit begleitet; es ist bald eine dazu passende oder nicht hingehörige Handlungsweise, aber auch in den meisten Fällen jene gänzliche Vergessenheit beider da, wie es im höchsten Grade des Wahnsinns einzutreten pflegt.“

(Beschluß folgt.)

Ueber den Selbstmord.

Im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen ist ein Aufsatz der Frau Elise von Hohenhausen aus Preussisch-Minden enthalten, in welchem diese Schriftstellerin sich über den, vor Kurzem erfolgten Selbstmord ihres Sohnes auf eine höchst rührende Weise äußert. Wir heben folgende Stelle heraus: „Unglücklicher, wer Thränen hat, muß um dich weinen! — aber ist es ein Wunder, daß die Idee des Selbstmordes so mächtig in deiner Seele wurde? Die Klassiker verdammten ihn nicht, und die Romantiker neuerer Zeit führen ihn uns unaufhörlich als eine edle heroische Handlung vor. Kaum sehen wir ein Trauerspiel, worin nicht der Held oder die Heldin durch Selbstmord endet

Max Piccolomini zieht noch tausend andere Heldenherzen mit in seinen Tod, statt seinem Fürsten und seinem Vaterlande den Eid der Treue zu halten. Thelma, statt ihre unglücklichen Mutter zu pflegen, verläßt sie heimlich, um auf dem Grabe des Geliebten zu sterben. Klärchen im „Egmont“ vergiftet sich. In der „Schulz“ sterben Hugo und Elvire freiwillig, ihre Schuld zu büßen. Goethe's Werther wirkt noch fort; auch mein Sohn hat mehrere Stellen in ihm angestrichen; alle beweinten ihn, und er sündigte doppelt, indem er einer strafbaren Leidenschaft nachhing, statt sich mit Kraft zur Thätigkeit zu ermahnen. Othello in den „Wahlverwandtschaften“ stirbt einen freiwilligen Hungertod, statt auf Gott zu vertrauen, der noch Mittel hatte, ihre Tugend zu schützen. Goethe macht sie dafür zur Heiligen. Stella, Fernando, Clavigo liefern mehr Beispiele. O ihr von Gott begabten Männer, ihr Erzieher des Menschengeschlechts, von euch wird Gott Rechenschaft fordern über die Anwendung eurer Talente. Bis zu Rousseau muß man zurückkehren, um den Selbstmord für strafbar erklärt zu sehen, aber nur aus philosophischen Gründen. Der edle, fromme Richardson, Verfasser der Pamela, Clarissa, des Grandison, ist der einzige belletristische Schriftsteller (?), der aus religiösen Gründen gegen den Selbstmord geschrieben hat.“

Puzsucht der chilesischen Frauen.

Eine chilesische Frau, selbst aus dem Mittelstande, trägt nichts als seidene Strümpfe mit seidenen Schuhen, die so dünn sind, daß sie nicht länger, als ein Paar Tage dauern können; ihr Anzug zur Kirche besteht aus Sammet, Seide und Spitzen; sie trägt die größten und kostbarsten französischen Schilbkrotkäme in dem Haare, oft zwei oder wohl gar drei auf einmal, bloß des Puzes wegen. Im Hause geht sie in den feinsten chinesischen seidenen Süßhern und legt sich mit denselben auf die Teppiche. Dadurch wird nicht bloß häufig das häusliche Glück gestört und manche Ehe verhindert, weil es den Männern an den Mitteln fehlt, solchen Aufwand bestreiten zu können, sondern dieser Mißbrauch des Puzes muß auch zuletzt das Verderben des Staates herbeiführen. — Merkwürdig ist, daß dieser Kleiderluxus bei den Frauen erst seit der Abwerfung des spanischen Joches so überhand genommen hat; aber Niemand wagt öffentlich dagegen zu sprechen, denn wahrscheinlich stehen in keinem Lande die Männer so ganz unter der Herrschaft der Frauen (wenn auch nicht immer ihrer Frauen) als in Chili, was indeß eine natürliche Folge ihrer Schönheit und ihres bezaubernden Wesens ist. — Derselbe Reisende, dem wir die vorstehende Mittheilung verdanken, erzählt, daß sich in Tacna (Peru) die Frauen durch ihre auffallende Höflichkeit, und alle Einwohner durch ihre ungewöhnliche Keitlust auszeichneten. Sie sind vom Morgen bis zum Abend im Sattel; selbst die Bettler reiten auf Eseln, wenn sie um Almosen ansprechen.

Die Höflinge des amerikanischen Volkes.

Ich besuchte häufig einen angesehenen Bürger in New-York, und jeden Abend hörte ich ihn wiederholen, General Jackson sei der größte Mann seines

Jahrhunderts, New-York die schönste Stadt in der Welt, das Capitol in Washington der prächtigste Palast auf der Erde und die Amerikaner das erste Volk. Er hatte dies alle Tage in die Zeitungen gelesen und glaubte es endlich selbst. Jeder Amerikaner hat eine große Menge Schmeichler, die er anhört. Man schmeichelt ihm, weil er Souverain ist, und er nimmt diese Schmeicheleien an, weil er zu gleicher Zeit das Volk ist. Seine jährlichen Höflinge sind die, welche bei Gelegenheit der Wahlen ihren Wehrauch über ihn schützen, um Stimmen und Stellen von ihm zu erhalten. Seine täglichen Höflinge sind die Zeitungen, welche nach Abonnenten und Geld streben, und den Amerikaner jeden Morgen mit dem größten Schmeicheleien füttern. Man mag seine Bewunderung über Amerika in noch so starken Ausdrücken aussprechen, der Amerikaner ist nie damit zufrieden; in seinen Augen ist eine nur einigermaßen gemessene und zurückhaltende Billigung feindseliger Tadel und eine unverzeihliche Beschimpfung.

Zeitung der Nobilitäten und Ansichten.

Miszellen.

K a a b. Am 29. Juli, Morgens 2 Uhr, traf der türkische Botschafter Ahmed Ferid Pascha, von Pesth kommend, hier ein und ist in dem schönen ganz neu eingerichteten Gasthof „zum Reichspalatin“ abgestiegen. (Genannter Gasthof verdient wegen seinen geschmackvollen Zimmern, aufmerksamer Bedienung und großer Billigkeit einer besondern Erwähnung). Nachdem der Botschafter die Stadt und einige Merkwürdigkeiten besehen hatte, setzte er um 10½ Uhr desselben Tages seine Reise nach Wien fort.

F. K. Rom. Hier sieht es jeder Wirth für ein besonderes Glück an, wenn er einige deutsche Künstler oder nur einige schweizer Gardisten zu Kunden hat, und er behandelt sie deshalb mit aller möglichen Aufmerksamkeit, denn die Römer strömen in solche Trinkhäuser, weil sie überzeugt sind, Niemand verstehe sich besser auf den Wein als die Deutschen, und derselbe müsse natürlich da gut sein, wo sie ihn zu trinken pflegten. Kein anderes Volk hat

übrigens so viel Neigung zu trinken als die Römer. Männer sowohl als Frauen können eine sehr große Quantität Wein vertragen; man sieht bei ihnen sehr wenig Betrunkene, desto mehr aber solche, die in einem kleinen Häufchen umhergehen. Die meisten Dolchstöße und Zänkereien finden sich in den Trinkstuben und werden durch Eifersucht oder durch Wetten, wer am meisten trinken könne, veranlaßt. Die Gläser übrigens, aus denen man hier den Wein trinkt, sind so dünn, daß es wirklich an das Wunderbare grenzt, daß sie nicht zerbrechen; ihre Verfertigung ist ein Monopol der Regierung. Ein Weinblatt schützt sie vor den Fliegen, die hier während der Hitze eine wahre Geißel sind. — Wagen und Pferde sind der beliebteste Luxus der Römer. Die einheimischen Pferde sehen nicht gut aus, und die ausländischen, besonders die englischen, leiden wegen ihrer dünnen Haut ungemein; von den Fliegen schwitzen sehr und werden endlich so unfolgsam, daß man sie um jeden Preis verkaufen muß. Die Karbinäle haben rothe Kutschen; ein an der rechten

Seite hinter der Kutschendecke angebrachter Sonnenschirm zeichnet sie aus. Reiten sie auf das Land, so hängt der Sonnenschirm abwärts. Ihre Pferde trugen rothe hocchi, und die der ersten vier Prälaten violette. Ihre Pferde müssen schwarz sein, und man konnte es dem Kardinal Jesch lange nicht vergessen, daß er mit Braunen fuhr. — Viele Familien, die kaum das Nothdürftige haben, halten sich Wagen und Pferde. Die meisten sind aber schlecht, und selbst den elegantesten fehlt es an etwas.

3.

Stockholm. Nachrichten aus Christiania vom 29. Juni zufolge, waren am Ende der vorhergehenden Woche in Osterdalen zwei Männer und eine nicht unbedeutende Anzahl von Pferden und Schafen — vermuthlich in der Nacht zum 19. — in den Säterfelden bei Stovelsdalen erfroren. Ein Hofbesitzer und sein Knecht hatten sich am Abend auf den Weg gemacht, um ihre Pferde aufzusuchen; aber in der Nacht, die sie überraschte, trat große Kälte und ein so starker Schneefall ein, daß das Land am Morgen eine halbe Elle tief bedekt war. Die ausgegangenen Personen, die sich wahrscheinlich verirrt hatten und außerdem Sommerkleidung trugen, fielen als Opfer der Kälte.

Paris. Bei dem Kirchweihfest in Neuilly (bei Paris) brach am 12. Juli ein auf der Seine errichtetes Gerüst ein; mehrere Personen wurden verwundet; eine Dame mit ihren zwei Kindern ertrank; auch sollen am andern Morgen noch mehrere Leichen aus dem Wasser gezogen worden sein. B.

K u n s t.

Pesth. Wir wollen hiemit die Aufmerksamkeit unserer geehrten Leser auf ein so eben erschienenenes höchst interessantes Kunstwerk lenken. Es ist dies ein im Magazin für Kunst, Geographie und Musik des F. Tomala (auch Inhaber einer k. k. priv. lithographischen Anstalt) so eben erschienenenes, höchst ähnliches und meisterhaft ausgeführtes

Porträt eines um Ungarn so hochverdienten Mannes, des Grafen Stephan Szecsenyi. Das großartige Kunstbild erlangt nicht nur wegen seiner höchsten Porträt-Ähnlichkeit einen unbestreitbaren Werth, sondern hat auch in Hinsicht der genialen Erfindung und sinnigen Anordnung der damit verbundenen Allegorie, der eminenten Ausführung von Seiten des Malers und Graveurs und der reichen und luxuriösen Ausstattung des Berlegers, dessen Ideen-Reichthum sich hier abermal im schönsten Lichte zeigt, die vollsten Ansprüche auf Würdigung und Anerkennung aller Kunst- und Vaterlandsfreunde. — Wie erblickt oben über einem Volkengebilde das Brustbild des hochgefeierten Grafen in ungarischem Nationalkostüme, und mit zahlreichen Orden decorirt. Unter ihm theilen sich die Wolken und die Risse lassen und rechts einen Theil der beiden Städte Ofen und Pesth, schon verbunden mit einer viel besprochenen Kettenbrücke, (ein schöner Traum, o möge er bald verwirklicht werden!) — und links die Donau am „eisernen Thore“ — befahren mit Dampfbooten, sehr anschaulich dargestellt, sehen. Man weiß mit welcher Liebe und Eifer der edle Graf sich dieser und anderer großen vaterländischen Maßregeln annimmt. Wer wünscht ihm nicht den glücklichsten Erfolg! — Ganz unten, links, befindet sich das gräfliche Wapen, umgeben mit Emblemen des Krieges, der Wissenschaften und Künste, als deren Beförderer und Unterstützer der Graf sich einen hohen Ruhm erwarb. Alles ist mit Geist und Geschmat geordnet. — Dieses Prachtblatt kann jeder Wohnung zur schönsten Wandverzierung gereichen. Das Ganze ist nach einem Delgemälde des H. Einsle, die Allegorien sind von Professor J. Schindler und die Lithographie von J. B. Elarot. Der Preis eines Exemplares ist 3 fl. C. M. (Jenen Abnehmern, die schon im Besitze eines vor Kurzem lithographirten Portraits des Grafen Szecsenyi waren, und sich durch selbes nicht befriedigt hielten, bietet Hr. Tomala den Vortheil, es bei Abnahme obigen Prachtblattes als Zahlungstatt für 1 fl. C. M. anzunehmen.)

—l.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 15.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.